

Als Rudi Dutschke kam

*Für Luise Schottroff, Dorothee Sölle und Marie Veit
als ein Zeichen des Dankes für existentielle Innovationen*

Als Rudi Dutschke 1967, dem letzten Jahr meines Promotionsstudiums, in Heidelberg auftrat, war ich durch DIE WELT auf dieses Ereignis bestens »vorbereitet«. Sie bestimmte, bestätigte und nährte über Jahre hin weithin mein politisches Weltbild und ein ganzes Bündel von massiven Vorurteilen. Sie »lehrte« mich den Vietnamkrieg der Amerikaner als eine heilige Verpflichtung des Westens zu sehen, die demokratischen Werte zu verteidigen. Immer wieder ging es um die Freiheit. Gegenüber einem Mitpromovenden habe ich das Engagement der Amerikaner vehement verteidigt. Ich kann mich noch gut erinnern, sogar ein wenig verbittert darüber gewesen zu sein, daß der Gesprächspartner so wenig Einsicht zeigen wollte. Seine Argumente und Einwände konnte und wollte ich nicht hören. Ich schäme mich dafür bis heute. Besonders imponiert hatte mir, daß sogar die Australier, die mir nicht gerade als kriegerisches Volk bekannt waren, mit einem kleineren Kontingent in den Krieg eingetreten waren.

DIE WELT bestimmte weithin mein politisches Bewußtsein, nicht allein, sicher aber in der Beurteilung der jeweils aktuellen Lage. Zum günstigen Eindruck der WELT trug maßgeblich bei, daß in den sechziger Jahren die Wochenbeilage »Welt der Literatur« erschien, die ich aus allgemeiner Bildungsbeflissenheit, aber im übrigen gern las und sammelte. Ich habe die vollständigen Jahrgänge später meinem Bruder geschenkt, der Germanistik studierte.

Dabei muß ich es nachträglich noch als einen erheblichen Fortschritt registrieren, daß ich überhaupt eine Zeitung gelesen habe. Denn niemand in Elternhaus und Schule, geschweige gar in der Kirche, hatte mir die Bedeutsamkeit der Zeitungslektüre für die politische Information nahe gebracht, schon gar nicht als selbstverständlicher Ausdruck demokratischen Bewußtseins. Weit entfernt war ich auch davon zu begreifen, daß die Pressefreiheit ein schwer erkämpftes Recht politischer Kultur war und nun eigens als Verfassungsrecht ausgewiesen war. Aber das war nicht nur mein persönliches Problem; denn wer von meinen Kommilitonen las schon regelmäßig eine Zeitung? Wer verfügte über gediegene

politische Erkenntnisse? Wem konnte man ein begründetes politisches Urteil zutrauen? Ich könnte mich an niemanden mehr erinnern. Auch ohne einen empirischen Beleg kann man einigermaßen sicher sein, daß kaum einer meiner Kommilitonen dazu in der Lage war. Ich war in solchen Defiziten also nicht allein.

Die Idee, an der Veranstaltung mit Dutschke teilzunehmen, habe ich gar nicht erst erwogen. Denn politische Veranstaltungen waren für mich ebensowenig positiv besetzt wie Teilhabe und Mitarbeit an Politik überhaupt. Von meiner ganzen Sozialisation her gesehen war ich ein ganz und gar unpolitischer Mensch, unfähig, politische Vorgänge verstehen, analysieren oder gar beurteilen zu können. Am schlimmsten empfinde ich aus gegenwärtiger Sicht das nahezu totale Versagen der Schule. Als ich als Angehöriger des Jahrgangs 1938 vor der Musterungskommission stand, mußte ich mich erst durch den Vorsitzenden darüber belehren lassen, dass ich als angehender Theologiestudent mich vom Wehrdienst freistellen lassen konnte. Ich kannte weder diese rechtliche Regelung, noch war ich irgendwie orientiert über die Möglichkeit einer Wehrdienstverweigerung. Ohne Zweifel hätte ich seinerzeit den Dienst mit der Waffe angetreten. Ich hätte auch niemanden aus meiner Generation benennen können, der auch nur den Gedanken *erwogen* hätte, den Wehrdienst zu verweigern. Ich bin heute noch erschüttert über so viel Ignoranz. Aber sie hatte Methode. Es mußte ja unter allen Umständen vermieden werden, daß eine Generation heranwächst, die etwa in der Lage gewesen wäre, die Untaten der vorangehenden zu durchschauen und diese eventuell zur Rechenschaft zu ziehen befähigt wäre. Statt dessen wurde sie uns präsentiert als jene Generation, die die deutsche Nachkriegsgesellschaft aufgebaut und das Wirtschaftswunder bewirkt hat, so daß die eigentliche Situation verschleiert wurde.

Da ich auf vielfältige Weise über Musik und Jugendarbeit in das kirchliche Leben eingebunden war (der sonntägliche Gottesdienstbesuch war für mich noch eine Selbstverständlichkeit), kann ich heute nur mit Entsetzen daran erinnern, daß mich in der Kirche niemand auf die mit dem Wehrdienst verbundene Gewissenproblematik von Krieg und Frieden aufmerksam gemacht hätte. Solche Aufklärung hätte eigentlich das Selbstverständlichste sein müssen. Die uns erzogen in Kindergarten, Schule und Kirche, hatten doch selbst das Grauen des Krieges und seiner Folgen, z.B. der Vertreibung der Menschen aus den Ostgebieten, am eigenen Leibe miterlebt. Was lag da näher, als vor Krieg und Kriegsvorbereitungen eindringlich zu warnen. Daß dies nicht geschah, lag wohl auch am Kalten Krieg der fünfziger Jahre und an der Ideologie des Antikommunismus, durch die Wehrbereitschaft propagiert wurde.

Man müßte viel von den autoritären Strukturen der Adenauer-Gesellschaft erzählen, um deutlich zu machen, wie groß das Erlebnis war, sich von ihnen befreien zu können. Einen genauen Zeitpunkt für die Veränderung meines politischen Bewußtseins kann ich nicht nennen. Sie läßt sich auch nicht auf ein einzelnes Ereignis oder auf eine einzelne Situation

zurückführen. Sie bahnte sich vielmehr in den Jahren 1968 und 1969¹ nach und nach an, zunächst in einer Kleinstadt an der Nordseeküste, in der ich ab Dezember 1967 Vikar war. Ich trat nach achteinhalbjährigem Studium in eine neue Welt ein, die ihre eigenen Forderungen stellte und die mich faszinierte. Im Kontext der Zeitereignisse wurde mir bald klar, daß bestimmte Probleme der kirchlich-pädagogischen Arbeit oder der Jugendarbeit nicht mehr zu bewältigen waren, ohne sich auf die neu aufgebrochenen Probleme einzustellen, vor allem auf die Autoritätsbeziehungen in Familie, Schule, Kirche, Betrieb, Hochschule.

Entscheidend aber wurde für mich die Assistenten-Tätigkeit an der damaligen PH Oldenburg, die sich im Verlauf der Jahre 1968–1973 sehr schnell zur Universität entwickelte. In dieser Zeit reifte eine für mein weiteres Leben entscheidende Erkenntnis heran. Mir wurde immer mehr bewußt, daß und in welchem Maße der Mensch in seinen Vorstellungen und Handlungsweisen abhängig ist von der ihn umgebenden und prägenden Gesellschaft und er – ihm meistens unbewußt – in deren Herrschaftsverhältnisse hineinwächst, sich ihnen anpassend, mindestens an deren Ideologie.

Wie schon im Vikariat kam diese Einsicht nicht durch Lektüre zustande, sondern durch Praxis, genauer durch die Bestrebungen zur Reform des Bildungswesens und der Hochschule. In Oldenburg, schon mit dem Start als »rote Kaderschmiede« verschrrien, waren für solche Lernprozesse die denkbar besten Voraussetzungen gegeben. Denn auf breiter Ebene wurde hier von Angehörigen aller Gruppen der Versuch unternommen, die Reformforderungen in die Praxis umzusetzen. Am meisten habe ich dabei von den Studierenden gelernt, die uns Lehrende zwangen, den Gesellschaftsbezug des Faches überhaupt erst einmal zur Kenntnis zu nehmen und zu reflektieren. Daß sie sich dabei marxistischer Erkenntnistheorien bedienten, war mir zunächst sehr unangenehm. Schließlich hatte ich einen veritablen Antikommunismus in mir zu erledigen. Aber dann erschloss sich mir doch mehr und mehr – begleitet auch durch eigene Lektüre – die neue Möglichkeit, einzelne Segmente wie z.B. Religion nicht mehr gesondert für sich zu betrachten, als wären sie gleichsam autonom, sondern in ihren Interdependenzen, und diese wiederum auf den konkreten Ort der Bundesrepublik Deutschland und ihrer kapitalistischen Grundstruktur zu beziehen.

Ein wichtiges Gremium war dabei die Konferenz der Wissenschaftlichen Mitarbeiter, deren Sprecher ich längere Zeit war. Das Schlüsselwort war hier »Mitbestimmung«. Die Forderung beinhaltete den Wunsch, an allen Entscheidungen der Hochschule in Forschung und Lehre beteiligt zu sein und diese nicht länger den Hochschullehrern zu überlassen. Sie wurde zuerst von den Studierenden erhoben, gewann aber dann bei den Wissenschaftlichen Mitarbeitern ein besonderes Gewicht, erfasste einzelne Pro-

1 Zum Ganzen vgl. *Manfred Görtemaker*, Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Von der Gründung bis zur Gegenwart, München 1999, 475ff.

fessoren und wurde schließlich auch bei den nichtwissenschaftlichen Mitarbeitern immer populärer. Das progressivste Ziel hieß Drittelparität, d.h. der absolut gleichberechtigten Teilnahme an allen Entscheidungen der Hochschule, auch in Berufsangelegenheiten, von Lehrenden, Studierenden und nichtwissenschaftlichen Mitarbeitern. In Bremen gehörte ich lange Jahre der Planungskommission »Religionswissenschaft/Religionspädagogik« an, in der die Drittelparität praktiziert wurde. Sie funktionierte.

»Mitbestimmung« wurde nicht freiwillig gewährt, sondern mußte erkämpft werden, z.B. durch sog. »Sit-ins«, d.h. durch die erzwungene Teilhabe an Konferenzen, die bis dahin in lauschiger Professorenrunde abgehalten wurde. Die Professoren gaben ihre Macht nicht freiwillig ab. Andere Möglichkeiten der politischen Willensbekundungen waren Parolen, die an die Wände der Hochschule aufgetragen waren. Sie waren besonders wirkungsvoll dadurch, daß sie nicht so schnell wieder entfernt werden konnten. Besonders wenn sie zusätzlich obszönen oder vermeintlich obszönen Charakters waren – das war in Oldenburg mehrfach der Fall –, bildeten sie ein Thema in der Lokalpresse. Mehr als einmal mußte ich als Pressereferent der Universität vor der wöchentlichen Stadtpressekonferenz zu solchen Sprüchen Stellung nehmen. Die Meinungsäußerungen an den Mauern der Universitätsgebäude waren im übrigen der Ursprung der Graffiti-Schmierereien, die man heute überall sieht. Aber wie kultur- und geistlos sind diese gemessen an ihrer Ursprungssituation. Damals waren sie wirkliche politische Meinungsäußerungen, manche nicht ohne Witz oder Ironie.

Mitbestimmung implizierte »Selbstbestimmung«, d.h. die Erkenntnis, daß der Mensch im gesellschaftlichen Zusammenhang nicht nur getriebener ist, sondern aktiv in den gesellschaftlichen Prozess eingreifen kann, wenn er diesen durchschaut hat. Dazu sind Analyse und Kritik nötig. Der Mensch kann sich auf den Weg seiner eigenen Emanzipation begeben, genauer noch, der Mensch kann sich mit dieser Erkenntnis auf den Weg zu sich selbst begeben.

Ich habe in der Auseinandersetzung mit der Praxis der Selbst- und Mitbestimmung einen entscheidenden Ansatz meines Selbst- und Weltverständnisses gefunden, den wichtigsten wahrscheinlich, hinter den ich nicht mehr zurückgehen mochte. Ich brachte ihn fortan in allen Lebensbereichen zur Geltung, auch im Bereich des christlichen Glaubens. Und das hatte erhebliche Folgen, führte aber auch zu Aporien, die ich lange nicht zu fassen vermochte und noch kaum bewältigt habe.

Eine dieser Aporien war das Problem, ob der emanzipatorische Ansatz dem christlichen Glauben widerspreche, wie dies von der historisch-materialistischen Theorie nahe gelegt wird. Kann man seinen eigenen Weg gehen, aber sich zugleich der sündenvergebenden Gnade Gottes anvertrauen? Muß nicht zunächst einmal neu gefragt werden, was die herkömmlichen Vokabeln bedeutet? Die Fragen setzen also einen weiteren Horizont voraus, als dies in der historisch-kritischen Methode der Fall war.

Nach einer längeren Zeit des Abwägens, vor allem aber der Ungewißheiten entschied ich mich ganz bewußt für einen Prozess radikaler Kritik, um auf den Weg der Selbstfindung zu kommen, die Defizite der Sozialisation, der familialen Erziehung, der schulischen und kirchlichen Bildungsbemühungen um mich und des Theologiestudiums aufarbeitend. Dieser Weg führte mich nicht nur weiter an das Wesen der kapitalistischen Gesellschaft selbst und an den verborgenen Kapitalismus in mir heran, sondern eröffnete mit neuem Blick ihren ungeheuren Einfluß auf gesellschaftliche Segmente wie Kirche, Politik, Wirtschaft, Wissenschaft Kultur u.a., die als vermeintlich einigermaßen autonom in meinem Blickfeld galten und bis heute meistens als solche gesehen werden.

Radikal fiel die Prüfung von Kirche und Theologie in Deutschland aus, deren gesellschaftsstabilisierende Kraft für mich bald auf der Hand lag, wenn man erst einmal auf diese Fragerichtung eingeschwenkt war; besonders ergiebig war hier der historische Rückblick. Mehr und mehr distanzierte ich mich auch von meiner eigenen historischen Arbeit, nämlich meiner Dissertation über *Das Petrusbild Luthers*, die sich in methodischer Sicht in den Gesamtzusammenhang der hermeneutischen Theologie der 50er und 60er Jahre ganz und gar einfügte. Es konnte aber nicht mehr nur um deren zentrale Frage nach dem individuellen Glauben gehen; vielmehr mußte sie sich auch auf die Subjektwerdung des Menschen im gesellschaftlichen Kontext richten, auf seine Möglichkeiten, sich gesellschaftlicher Zwänge zu entwinden. Hatten biblische Traditionen, theologische Reflexion und kirchliche Praxis dazu dem in vielerlei Beziehung mündig werden wollenden Menschen des 20. Jahrhunderts etwas anzubieten? Insbesondere in der Religionspädagogik richtete sich die Frage auf die emanzipatorischen Elemente des Christentums. Sollte man sich weiterhin mit einer bloß spirituellen Befreiung zufrieden geben? Oder galt sie auch der materiellen Existenz des Menschen? Oder mußte nun nicht auch ganz konkret nach den Möglichkeiten des Menschen zur Selbst- und Weltgestaltung gefragt werden – aus der Perspektive des Glaubens? In der Konsequenz mußte das zu der grundsätzlichen Frage führen, was denn überhaupt das eigentlich Tragende und Haltbare am christlichen Glauben ist. Ich wünsche jedem Christen, ja jedem Menschen, daß er irgendwann in seinem Leben einer solchen radikalen Fraglichkeit ausgesetzt ist und auf diese Weise zu sich selbst findet. Es ist ein Akt persönlicher Befreiung, der umso beglückender ist, je mehr durch ihn auch die Lebenspraxis gestaltet werden kann. Daß dies jedenfalls ansatzweise gelang, verdanke ich nicht zuletzt drei Theologinnen, die radikale christliche Existenz in ihren Arbeiten nicht nur beschrieben, sondern auch vorlebten und bereit waren, z.T. beträchtliche Nachteile dafür in Kauf zu nehmen. Ich erlebte sie Anfang der siebziger Jahre bei den Tagungen der *Christen für den Sozialismus*. Von *Dorothee Sölle*, *Luise Schottroff* und *Marie Veit* lernte ich, daß glaubwürdiger christlicher Glaube sich auf die ganze Existenz des Menschen und seinen gesellschaftlichen Kontext beziehen, insbesondere aber die Situation der ge-

sellschaftlichen Opfer hier bei uns und in der Dritten Welt einschließen muß. Der hermeneutische Ort von Kirche, Theologie und Religionspädagogik konnte nicht länger bloß die (rein philosophisch orientierte) existentielle Fraglichkeit Rudolf Bultmanns sein, sondern das ganze Leben, besonders in seiner vielfältigen Gebrochenheit. Neue Themen wurden mir nun für die theologische und religionspädagogische Arbeit wichtig: Krieg und Frieden; Sklaverei; Dritte Welt; Umweltbedrohung; Strafvollzug in der Bundesrepublik; Revolution; feministische Theologie; sozialgeschichtliche Auslegung biblischer Texte u.a.

Das wichtigste Ergebnis dieser radikalen theologisch-religionspädagogischen Umorientierung war die Aktivierung von *Hoffnung auf Veränderbarkeit* von Menschen und Verhältnissen als eines theologischen Themas. *Hoffnung* hatte ich bis dahin als theologische Kategorie praktisch nicht wahrgenommen. Ich hatte sie bis dahin nur als Begriff bei Beerdigungen benutzt. Sie ist mir aber in diesem Zusammenhang bis heute nicht existenziell bedeutsam geworden.

Ich würde nicht zögern, diese Umorientierung als einen Akt der *Bekehrung* zu bezeichnen, wenn dieser Begriff durch seine pietistische Vergangenheit nicht so belastet wäre. Aber ich habe damals ähnlich empfunden. Es handelte sich um nichts Geringeres als um den Umschlag von der *vorbewußten zur bewußten* Existenz, und zwar auf allen Ebenen menschlichen Lebens. Es war der grundsätzliche Abschied von allen unbefragten Autoritäten, die mein Leben bis dahin bestimmt hatten – zugleich ein Akt ungeheurer Befreiung wie der nicht minder schweren Belastung durch die Frage nach selbstbestimmten Möglichkeiten der Lebensgestaltung. Aber einen Weg zurück gab es nicht. Ich wollte mich an keine der alten Autoritäten und Konventionen mehr klammern, die mein Leben bis dahin bestimmt hatten. Zu schmerzlich hatte ich mich darin als Getriebener erkannt, nicht als der Gestalter meines Lebens. Die Normen der autoritären und patriarchalen Gesellschaft der vierziger und fünfziger Jahre kleben zwar nach wie vor an mir und bestimmen nachhaltig meine psychische Persönlichkeitsstruktur. Aber ich kann daran arbeiten, ihre Auswirkungen in erträglichen Grenzen zu halten. Als ein Relikt des Dritten Reiches schleppe ich z.B. immer noch eine nur schwer zu ertragende überwiegend negative Besetzung des Begriffs *Polen* mit mir herum. Ich bin ihnen gegen Ende des Krieges mehrfach als Kind begegnet. Ich kann diese Belastung vor das Forum der Vernunft ziehen und ihre Auswirkungen begrenzen; ich habe wunderbare Werke polnischer Schriftsteller gelesen; los geworden bin ich dieses unheilvolle Erbe bis heute nicht. Vielleicht sollte ich es mit einer Reise nach Polen versuchen.

Eines der heikelsten Probleme, denen es in jenen unruhigen Jahren auf den Grund zu gehen galt, war die Sexualität. Wieviel ganz konkrete Angst hatten viele meiner Generation vor den angeblich so schädlichen Folgen der Selbstbefriedigung, ganz zu schweigen vor nicht-ehelichem Geschlechtsverkehr! Wir kannten uns mit Verhütungsmitteln nicht aus,

hätten auch kein Geld gehabt, sie zu beschaffen. Die durchweg kirchlichen sog. Aufklärungsschriften, die mir in die Hand gedrückt wurden, strotzten von Vorurteilen und wichen systematisch allen wirklich konkreten Antworten aus. Diese wurden über die Straße vermittelt, schafften aber keine Sicherheit.

Hier bewirkte die außerparlamentarische Opposition ein neues Bewußtsein, indem sie die Tabuisierung der Sexualität entlarvte. Menschen, die unsicher sind und Angst haben, ohne dies reflektieren zu können, lassen sich ideologisch gut leiten und beherrschen. Die Befreiung zur Sexualität, zusätzlich stimuliert durch die Entdeckung der Antibabypille, war deshalb vielleicht das wichtigste politische Thema der Zeit. Offen propagiert wurde nun, daß Sexualität mehr beinhaltet als die Fähigkeit zur Fortpflanzung; sie ist auch Mittel zur Gestaltung von Partnerbeziehungen, und zwar nicht nur in der Ehe, sondern z.B. auch zwischen Jugendlichen. Auch homosexuelle Beziehungen waren hier einbezogen. Was allein das für die gesellschaftliche Entwicklung bedeutet, ersieht man daraus, daß in den Jahren der außerparlamentarischen Opposition homosexuelle Beziehungen noch unter Strafe standen (§ 175 BGB). Bedeutsam für die Jugendlichen war besonders die nun durchgehend anerkannte, durch medizinische Argumente verstärkte Auffassung, daß Selbstbefriedigung nicht nur keinerlei gesundheitliche Schädigungen zur Folge habe, sondern vielmehr als eine eigenständige Quelle des Lustgewinns zu werten ist, die besonders für Jugendliche eine wesentliche Stufe im Umgang mit sexuellen Erfahrungen darstellt.²

Die APO schockte die prude bürgerliche Gesellschaft mit öffentlicher Darstellung von Nacktheit bei Demonstrationen, mit der Propagierung von freier Liebe, mit Projekten wie Gruppensex und Partnertausch, freizügiger Lebensgestaltung in Kommunen oder flotten Sprüchen wie: »Wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment.« Eine ganz neu entstandene Literatur einfühlsamer Informationen über alle Belange der Sexualität tat das Ihre, um Jugendliche zu ihrer Sexualität zu befreien und sie zum verantwortlichen Umgang mit ihr zu befähigen. Mit großem Vergnügen habe ich das Buch *Sexfront*³ gelesen, das konservative Kreise so sehr erregt hatte. Es war das erste sachkundige Buch zum Thema, das ich gelesen habe. Die Sendung des Autors, durch die er sein Buch vorstellen wollte, wurde 1969 mit dem Argument verboten, es rufe zur Onanie auf.⁴

Die Liberalisierung im Bereich der Sexualität, die Ende der sechziger Jahre eingesetzt hatte und sich explosionsartig ausbreitete, kann heute eigentlich nur der ermessen, der unter der repressiven Sexualmoral einer verklemmten bürgerlichen Gesellschaft gelitten hat. Befreit und ent-

2 Vgl. Volker Elis Pilgrim, *Der selbstbefriedigte Mensch* (Goldmann Sachbuch 11177), München 1977.

3 Günther Amendt, *Sexfront*, Frankfurt a.M. 1969.

4 Pilgrim, *Der selbstbefriedigte Mensch*, 106.

täuscht zugleich war ich, als ich erkannt hatte, daß die Kirchen wie keine der anderen Gruppen der Gesellschaft an der Beherrschung des Menschen durch indoktrinäre Sexualnormen beteiligt waren und es namentlich zuließen, daß im Bewußtsein der Volksfrömmigkeit der Begriff der Sünde weithin mit vermeintlichen sexuellen Verfehlungen identifiziert wurde. Eine wichtige moralische Instanz und Autorität brach vor meinen Augen zusammen. Ich habe sie nie wieder als solche anerkennen können.

Natürlich war die Befreiung zur Sexualität ein ambivalenter Vorgang; denn zugleich mit ihrer Freisetzung wurde sie kommerziellen Zwecken unterworfen. Aber das spricht nicht gegen sie. Die Kommerzialisierung der Sexualität, gegen die der Einzelne sich zur Wehr setzen kann, ist immer noch das geringere Übel als ihre Unterdrückung, die dem Einzelnen erst gar nicht bewußt wird.

Die Schlüsselerfahrung meines Lebens, über die hier noch vieles Einzelne zu berichten wäre, ist in dem Satz Heinz-Joachim Heydorns zusammengefaßt: »Bewußtsein ist alles.«⁵ Er bezeichnet genau den Punkt, der mir zu einem neuen Leben verholfen hat und dessen Erkenntnis ich den revolutionär orientierten Studierenden von damals verdanke.

5 Heinz Joachim Heydorn, Überleben durch Bildung. Umriß einer Aussicht, in: *Ders., Ungleichheit für alle. Zur Neufassung des Bildungsbegriffs* (Bildungstheoretische Schriften 3), Frankfurt a.M. 1980, 301.